

Bücher

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **48 (1968-1969)**

Heft 3

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

BÜCHER

ROBERT WALSER

*Zu Robert Mächlers dokumentarischer Biographie*¹

Kann man von einer Walser-Renaissance reden? In rascher Folge erscheinen — von Jochen Greven fachgerecht betreut — die Bände der Gesamtausgabe. *Robert Mächler* hat vor Jahresfrist seine dokumentarische Biographie vorgelegt, und von George C. Avery, dem Autor des Aufsatzes «Das Ende der Kunst» in dieser Nummer, erscheint soeben in Amerika ein Buch über den Dichter. Daß die Spur des Wanderers, der als Person und als Künstler bescheiden im Hintergrund blieb, nicht verloren ist, erfüllt jeden mit Freude und Dankbarkeit, der Walsers Werk kennt. Und zudem ist erwiesen, daß Wirkungen davon ausgegangen sind, Impulse, die das Schaffen von Schriftstellern der jüngsten Generation bestimmen. Als Robert Walser am Weihnachtstag 1956 auf einem Spaziergang niedersank und starb, da war er für die literarische Welt fast vergessen, ein Insasse der Heilanstalt Herisau. Im zweiten Jahrzehnt nach seinem Tode ist er als Dichter wieder greifbar, als Vorläufer und Meister einer skeptischen, ironischen und höchst bewußten Kunst ein bewundertes Vorbild junger Autoren. Aber lebt er im Bewußtsein dieser Gegenwart?

Robert Mächler erzählt sein Leben, schlicht und unter geschickter Benützung vieler Dokumente, klar und gedrängt. Er verzichtet auf Erörterungen und Auslegungen. Die Biographie ist in ihrer strengen Ökonomie der Mittel einer Federzeichnung vergleichbar. Im Vorwort schreibt Mächler: «Manche der von Carl Seelig und ergänzend von mir gesammelten Mitteilungen tragen zum Geistesbild Robert Walsers wenig bei. Aber in ihnen — und auch in manchen zitierten Briefstellen — kommt die gesellschaftliche Wirklichkeit zum Vorschein, in der sich das Genie entwickeln und behaupten mußte, der es sich, um überhaupt leben zu können, bis zu einem gewissen Grad anpassen mußte und

in der es zuweilen vom Kampf um den Ausdruck der Innerlichkeit ausruhte.» Die gesellschaftliche Wirklichkeit: das Papeterie- und Spielwarengeschäft der Eltern in Biel, der geschäftliche Niedergang, Krankheit und Tod der Mutter, des Vaters heitere Resignation. Erste Erfahrungen im Berufsleben, erste literarische Erfolge. Und wie paßte sich das Genie an? Die sparsame Lebenshaltung, das bescheidene Auftreten, die Wanderungen und die Einkehr zu einem Glase Wein: ist es das, was unter diesem Titel anzuführen wäre? Robert Mächler zeichnet den Grundriß dieser Existenz, indem er Einzelheiten aus den gesammelten Dokumenten sprechen läßt. Ein Beispiel: Robert Walser hat im Zunfthaus zur Waag auf Einladung des Lesezirkels Hottingen vor den «Kulturpfeilern von Zürich» aus «Theodor» vorgelesen. Ernst Morgenthaler, mit dem jungen Schriftsteller zwar nicht bekannt, hat sich anboten, den Gast bei sich zuhause zu beherbergen. Er tut es einem Freund zuliebe, der plötzlich verhindert ist. Was sagt Walser nach der Begrüßung? «Kommen Sie, wir gehen jetzt noch an einen gemütlicheren Ort. Wir wollen noch einen ziehen.» Und dann sitzen die beiden in einem kleinen Beizlein, Walser spricht mit zeremoniellem Respekt von den wichtigen Herren, die ihn nach Zürich eingeladen haben, in ihrem Kreise zu lesen. Er monologisiert und achtet nicht darauf, daß Morgenthaler, der schon an der Lesung selbst fast eingeschlafen ist, todmüde dabeisitzt und kaum noch die Augen offenhalten kann. Das letzte Tram wird verpaßt, man muß zu Fuß den Heimweg antreten. Walser monologisiert weiter. Bei Morgenthalers, die er vorher nicht kannte, bleibt der Dichter vierzehn Tage. Dann geht er und kehrt nie wieder in das gastfreundliche Haus zurück.

Ein Gast also, ein höflicher, für gemütliche Stunden zu habender Mann, aber

ohne wirkliche Beziehung zu den Menschen, denen er mit seiner ausgesuchten Höflichkeit begegnet. Ein Hospitant, mit sich selber beschäftigt. Er bindet sich nicht. Auch seine Begegnungen mit Frauen haben diesen charakteristischen Zug. Verehrung und Distanz, Minnedienst und kühle Ungebundenheit kennzeichnen diese Begegnungen. Robert Mächler spricht einmal im Zusammenhang mit Walsers Prosa von der «lässigen, vagantenhaften Menschlichkeit»: der Dichter und sein Werk sind in dieser Eigenschaft identisch. Und da nun ist ein Punkt, an dem wir einen Zipfel der Spätwirkung ergreifen, die diesem Künstler heute zuteil wird. Es kann, seiner Natur entsprechend, keine Breitenwirkung sein. Nichts von dem, was seine Zeit noch erfüllt hat, nämlich Vertrauen zu philosophischen Systemen zum Beispiel, Hinwendung zu Ideologien, verdingt bei ihm. Er ist der ideologiefreie unter den Schriftstellern seiner Zeit, freilich auch das, was man aus damals auch schon geübter Perspektive «zersetzend» oder auch «defaitistisch» genannt hat. Daß Robert Walsers Lebensweg in die Nervenheilstätte mündete, war für die ahnungslosen Optimisten nur eine Bestätigung für Befunde, die ihnen immer schon vorzuliegen schienen. Aber wenn man die Bescheidenheit, die Zurückhaltung, die ironisierende Akkuratheit des Erzählers Robert Walser vor dem Hintergrund dessen sieht, was in und zwischen zwei Weltkriegen in der Welt geschehen ist, wird einem bewußt, wieviel Weisheit, wieviel gewaltlose Voraussicht darin verborgen ist. Die Sicherheiten, die blendend und schlagend formulierten, haben nicht so behutsam und so genau gesehen, was die Stunde schlug.

Robert Mächler zitiert unter vielen anderen ein vielsagendes Zeugnis. Der junge Albert Steffen hat Robert Walser in Berlin einmal besucht. Seinen späteren Bericht über die Begegnung schließt er wie folgt: «Zweierlei zieht mich an Robert Walser immer wieder an: seine scheu verhüllte Ehrfurcht vor dem wahren Leid der Armen und Hilflosen und eine in zahllosen Fazettenlichtern blendende Ironie der Verlogenheit (besonders in der Literatur)

gegenüber. Was aber die Teilnahme für den Dichter besonders wachruft, ist, daß man spürt, er steht an jener Schwelle, wo der Mensch entweder verstummt oder eine neue Geist-Erkenntnis beginnt.» Ironie ist Walsers Waffe gegenüber der Verlogenheit.

Robert Mächlers «dokumentarische Biographie» enthält sich ganz bewußt weit ausgreifender Interpretation. Sie fußt auf den Vorarbeiten, die Carl Seelig, der Freund und Vormund des Dichters, hinterlassen hat. Zwar hat Mächler das Ganze neu geschrieben, jedoch den Charakter des Buches, das Seelig geplant hatte, aus Überzeugung beibehalten. Es sollte autobiographische Stellen aus dem Werk, Briefe und schriftliche Zeugnisse des Dichters sowie seiner Bekannten und Freunde im Wortlaut wiedergeben und so den urkundlichen Stoff zu einem Gesamtbild vereinigen. Die Problematik jener Texte, die man als «autobiographisch» bezeichnen mag, ist dem Verfasser der Biographie dabei durchaus bewußt. Mystifikationen, ironische Arabesken und spielerische Schnörkel kennzeichnen auch Walsers Selbstdarstellungen, wie sie weit zerstreut in seiner Prosa zu finden sind. Dennoch spricht durch sie unverwechselbar und unmittelbarer, als jede Deutung es vermöchte, der Mensch und Künstler Robert Walser. Mächler drängt sich als Biograph nirgends vor, sondern bewährt sich als Sammler und Ordner dieser Dokumente, die er sprechen läßt. Seine Leistung als Schriftsteller erhellt aus dem Umstand, daß sein «Leben Robert Walsers» ein in sich geschlossenes, liebenswürdiges Buch geworden ist, ein Kunstwerk eigener Art.

Mächler folgt den Lebensabschnitten getreulich: Herkunft, Familienleben in Biel, Basel und Stuttgart, der werdende Dichter in Zürich, die Stationen Thun, München und Solothurn, «Die Insel» und ihr Kreis, ferner die Aufenthalte in Täuffelen, Winterthur, Bern und Wädenswil: über diese Stationen wird der Werdegang des Dichters verfolgt. Die Abschnitte «Das erste Buch», «Berlin», «Biel», «Bern», «Vorzeichen und Ausbruch der Krankheit» und die abschließenden Kapitel über

die Heilanstalt Waldau und Walsers Tod zeichnen den Weg von der Höhe des Ruhms in die Stille.

Es kontrastiert, was hier an Verbürgbarem zusammengestellt ist über den Erdenweg und das Schaffen des bescheidenen Poeten, mit den Wirkungen und mit den Hintergründen seines Werks. Man vermag sich die Erscheinung eigentlich nicht in dieser Zeit zu denken, in der sich die Neuerscheinungen jagen und die Bestsellerlisten Verkaufserfolge registrieren. Das Gespräch über Literatur übertönt an Lautstärke alles, was Walser geschrieben hat. Aber je mehr man den Schritten dieses Wanderers folgt und je mehr man eindringt in seine Geschichten, desto deutlicher erkennt man und bezieht auf ihn selbst, was er einmal in dem nekrologartigen Schluß des Prosastücks «Schnori» aufgezeichnet hat:

«Sein spaßhaftes Existierhaben gab ihnen zu mancherlei Betrachtungen nahrhaften Anlaß, und so ungern sie's vielleicht taten, mußten sie sich von Zeit zu Zeit sagen: <Ja, er war einer, obgleich er bloß den weiter keinerlei Erheblichkeit verratenden Namen Schnori trug.> Gern hätte man über ihn wegblicken mögen, aber man brachte es nicht fertig. Noch immer stand er mit der wie im lächelnden Schlafzustand hervorgebrachten gesammelten Sammtheit seines Werkes, die etwas Kostbares blieb, da. Umsonst sprach man: <Schnori, geh weg.> Er unterließ dies. War das artig von ihm?»

Anton Krättli

¹ Robert Mächler, «Das Leben Robert Walsers. Eine dokumentarische Biographie. Verlag Helmut Kossodo, Genf und Hamburg 1966.

SUBTILE JAGDEN

Zu Ernst Jüngers neuem Buch¹

Wer der Erde den Puls fühlen will, muß spüren, wo Wurzelwerk des Lebens an die Oberfläche tritt, greifbar und in die Tiefe weisend in einem. Die Insektenjagd, welcher sich *Ernst Jünger*, Entomologe aus Liebhaberei, von Kindesbeinen an verschrieben hat, birgt solche Vibrationsstellen des Daseins, gibt sie doch Witterung vom — freilich nur fragmentarisch faßbaren — Zusammenspiel der Dinge. Es tut sich in geheimnisvoller Formverwandtschaft kund; so zeichnet etwa Landschaft verschiedenartige Wesen mit derselben Handschrift: Kerbtiere mit geweihähnlichen Zangen folgen dem Wechsel der Hirsche, und eine an den Paradiesvogel gemahnende Schmetterlingsart stammt wie dieser aus Neuguinea — der eine vielleicht Verfolger des andern, «doch beide auf den gleichen Schlüssel gestimmt». In Exkursen über Antiquariatsabenteuer auf der Suche nach alten Zeitschriften und naturwissenschaftlichen Nachschlagewerken entpuppt sich alles Sammeln als Jagd. Nach Jünger haben sich in neuerer Zeit Ziel und Sinn

des Sammelns gewandelt: Begehrt sind — und hier zeigt sich wieder sein Fingerspitzengefühl für eine analogische Entschlüsselung des Daseins — weniger Kuriosa ohne Beziehung zueinander als «Dinge, die variieren, obwohl sie die Form halten», Muscheln, Tulpen oder eben Käfer. Denn der Reiz des Sammelns liegt in der veranschaulichten Spannung zwischen zugrundeliegendem Typus und individueller Abweichung. Die Transparenz der auf den ersten Blick etwas speziell anmutenden entomologischen Erfahrungen ist offenkundig, ebenso, daß allein die Tätigkeit des Jagens bedeutsam ist, nicht sein austauschbares Objekt. So zieht die Insektenjagd, indem sie dem Jäger seine Stellung im Terrarium der Welt bewußt macht und ihn zu steter Beobachtung des Wegs zwingt, weite Kreise. Handelt also das Buch in erster Linie von Kerbtieren, eröffnet es doch insofern tiefere Dimensionen, als der Jäger sich selbst auf die Spur gesetzt wird. Durchblicke in die Belange des Menschen ergeben sich auch dadurch, daß die schil-

lernenden Sendboten des Daseins zur Lebenserinnerung führen: Zu Beginn eines Kapitels schildert Jünger oft eine bestimmte Käfergattung, die er an verschiedenen Orten aufstöberte, und assoziiert dann in tagebuchartigen Aufzeichnungen die zugehörigen Reisen; die norddeutsche Landschaft seiner Jugendzeit, Berlin in den dreißiger Jahren, Sardinien, die Sahara und weitere Stationen schieben sich, rasch skizzierte Kulissen, hinter das unveränderliche Lebenszeremoniell. Porträts von Entomologen aus aller Welt, eine Charakterisierung der Atmosphäre politischen Umbruchs werden eingeschoben, die Chronologie ist mit leichter Hand überspielt, was weniger Einfluß moderner Roman-technik als Bekräftigung einer Haltung sein mag, die bereits in früheren Werken auftaucht und sich in der Äußerung über bevorzugte Sammelobjekte spiegelt: Es gilt, das Phänomen, nicht die einmalige Situation festzuhalten. Die Erinnerung verschmilzt verschiedene, aber ähnliche Erlebnisse zu einem einzigen; Jünger arbeitet nach dem gleichen Verdichtungsprinzip. Das wirkt sich auf die Reisebeschreibung der «Subtilen Jagden» aus. Schon im Vorwort zu «Blätter und Steine» (1943) spricht Jünger vom Verfall der deskriptiven Reisetagebücher in unserer Zeit, den er auf jene Psychologisierung der Landschaftsschilderung zurückführt, die das Außen lediglich als Projektion des Fühlens und Denkens einer Person auffaßt. Im Gegensatz dazu stellt Jünger durchweg die Landschaft als solche heraus, weil nur, wer sich an sie verausgabt, inneres Neuland gewinnt. Diese Einsicht schlägt sich in Jüngers Werken unterschiedlich nieder. Im «Abenteuerlichen Herzen» werden be-

schreibende und aphoristische Elemente bis zur gegenseitigen Durchdringung übereinanderkopiert; in den «Subtilen Jagden» erscheint Landschaft zumeist als Aufreihung von Fakten, dazwischen schieben sich aphoristische Sätze, die, der Vorliebe zum überzeitlichen Betrachten gemäß, das Gültige der Situation festhalten. Die Erzählweise im «Abenteuerlichen Herzen» verleiht der Landschaftsbeschreibung Oszillation und verhindert, daß Aphorismen zu sehr aus dem Text heraustreten und, wie im neuesten Buch, einen spürbar didaktischen Ton anschlagen. Das Abwechslungsprinzip der «Subtilen Jagden» hat zudem den Nachteil, daß die deskriptiven Partien oft zu flach geraten, im Klischee verharren oder sich in Einzelheiten verlieren — so etwa die zahlreichen Käferbeschreibungen —, ohne daß ein Sinnzusammenhang zum Ganzen hergestellt würde. Allerdings weist auch dieses Buch Stellen auf, die das Niveau des «Abenteuerlichen Herzens» erreichen (man kann Jünger nur an Jünger messen, alles andere ist zu fremd): So die Beschreibung der Wadis in der Wüste, marmorglatt geschliffener, jetzt ausgetrockneter Gänge, die sich das Wasser einst durch den Fels gebahnt hatte: «Der Wassergeist, nicht sichtbar, doch desto stärker, haust hier in seinen steilen Domen, die er in Jahrtausenden errichtete. Im Schweigen verbirgt sich die Macht verschollener Ekstasen; hier ruht die Wiederkehr.» Zählt Jünger die Wadis zu den Orten, wo man sich der Erde näher fühlt, so möchte man solchen Partien das gleiche zusprechen.

Brigitte Weidmann

¹Ernst Jünger, *Subtile Jagden*, Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1967.

MUSEUM HELVETICUM¹

Wieder enthalten die drei zur Besprechung vorliegenden, je 256 Seiten starken Bände dieser vierteljährlich erscheinenden Zeitschrift und die erste Hälfte des laufenden Jahrganges eine reiche Fülle von Beiträgen über weitgestreute Probleme, die mit ihrer

gleichbleibend hohen Qualität und dem weiten Einzugsgebiet ihrer Mitarbeiter Zeugnis ablegen für die internationale Stellung der Schweizer Altertumswissenschaft wie für die Weltoffenheit ihrer Vertreter an den Universitäten aller Landes-

teile, die sie gemeinsam herausgeben. Neben den quantitativ überwiegenden deutsch geschriebenen Beiträgen finden sich auch solche in französischer, italienischer und englischer Sprache. Der Bereich der behandelten Gegenstände reicht zeitlich von den frühesten Überresten griechischer Sprache auf den Täfelchen in «Linear-schrift B» aus mykenischer Zeit bis zum Wiedererwachen der Kenntnis des Altertums in der Renaissance.

Naturgemäß liegt das Neue und wissenschaftlich Aktuelle in dieser historischen Disziplin mehr in der Ausbildung neuer Methoden und in den Resultaten, die durch ihre Verfeinerung gewonnen werden können, als im Zuwachs an bisher unbekanntem, neuem Material. Aber sogar ein paar solche absolute Novitäten sind in den vorliegenden Bänden veröffentlicht. Der folgende Überblick kann nur eine Auswahl der wichtigsten, auch ein Publikum von Nichtspezialisten interessierenden Beiträge herausgreifen, ohne deren Resultate im einzelnen zu diskutieren.

Ein Schwergewicht liegt auf der Dichtung in griechischer und lateinischer Sprache. Einige Beiträge gelten der altgriechischen Lyrik: Mit einem irrtümlich dem *Archilochos* zugeschriebenen Fragment (Fr. 56 A Diehl) beschäftigt sich *Henry Wood* und weist plausibel nach, daß es wohl eher in die hellenistische Zeit gehört als ins siebte Jahrhundert (23, 228—233). Zum Abschluß der Serie seiner über mehrere Jahrgänge fortgesetzten *pindarischen Notizen* interpretiert *Peter Von der Mühl* den Mythos in Pindars achter Isthmie und verteidigt damit eine überlieferte Lesart des Textes (22, 49—52). Eine magistrale Interpretation des *Pindargedichtes* unbekannter Gattung, von dem sich seit 1961 (Oxyrhynchos Papyri 26, Nr. 2450) zweiundfünfzig Verse erkennen lassen (Fr. 169 Snell³), und eine kühne Rekonstruktion der vierten Strophe des von Plato im Protagoras (339a ff.) zitierten Skolions des *Simonides* auf Skopas (Fr. 37 Page) gibt *Willy Theiler* (22, 69—80). Die Tragödie ist durch *Eduard Fraenkels* dramaturgische Untersuchungen zum Aias des *Sophokles*

(24, 79—86) vertreten, *Menander* mit einer Analyse der Handlung des Sikyonios und Textvorschlägen zum Dyskolos von *Reinhold Merkelbach* (23, 172—185). Auch die hellenistischen Dichter kommen zu ihrem Recht: *Theokrit* mit der Behandlung seines siebenten Idylls durch *G. Luck* (23, 186—189) und seines elften durch *H. Erbse* (22, 232—236), Partien aus *Apollonios von Rhodos* durch *A. Hurst* (23, 107—113). Bemerkungen zur Datierung, zur Sprache und zum Text des Gedichts über *Hero und Leander*, das ein Grammatiker *Musaïos* wohl gegen Ende des fünften nachchristlichen Jahrhunderts verfaßt hat, liefert *Thomas Gelzer* (24, 129—148).

Aus dem Bereich der lateinischen Dichtung hat *Italo Mariotti* die Fragmente zweier Tragödien des *Accius* mit dessen Vorbild *Euripides* verglichen und ist dabei zu schönen Charakterisierungen des pathetischen Stils des Römers und des Einflusses des *Euripides* und seiner Schule auf die archaische lateinische Literatur gekommen (22, 206—216). Zu den wenigen ganz oder in Fragmenten überlieferten Gedichten der neoterischen Zeitgenossen des *Catull* finden sich feine Beobachtungen von *Hermann Tränkle* (24, 87—103). Gedichte von *Catull* selber werden behandelt (Nr. 23) von *Eduard Fraenkel* (23, 114—117) und von *Robert Godel* (22, 53—65), der den Aufbau seines längsten Gedichtes (Nr. 68) analysiert und in den weiteren Zusammenhang der lateinischen Elegie stellt. Den Text von *Propertius* 4, 1, 17—20 und die darin erwähnten Festbräuche der altertümlichen Compitalien und Parilien erklärt *Gerhard Binder* in einer namentlich auch für die römische Religionsgeschichte interessanten Untersuchung (24, 104—115). Auch den großen Augusteern, *Vergil* und *Horaz*, gelten mehrere Beiträge, so von *Harald Fuchs* zur siebenten Ekloge und zu *Horazens* Urteil über die Eklogen *Vergils* (Sat. 1, 10, 43 ff.) (23, 218—223), von *Eduard Fraenkel* über *Horaz* c. 4, 7, 13 (22, 66—68) und von *Josef Delz* zur Schildbeschreibung in der *Äneis* (8, 630 ff.) (23, 224—227). Aus der Kaiserzeit werden *Ovids* *Tristien* 1, 2, 75—86 von *W.-D.*

Lebek und Stellen zweier *anonymer Gedichte neronischer Zeit* von *H. Fuchs* (24, 57 f.) und *G. Scheda* (24, 52—56) erklärt.

Ein zweiter Schwerpunkt liegt bei der Philosophie. Zunächst die Vorsokratiker: *P. Von der Mühl* zeigt anhand der Überlieferung, wie es dazu kam, daß der zentrale Punkt, auf dem der Ruhm des Weisen *Bias von Priene* beruhte — er war nämlich ein einzigartiger Rechtsbeistand —, mißverstanden, so daß er irrtümlich später für einen Richter gehalten wurde (22, 178—180). Aus dem Text des 1941 auf Papyrus entdeckten, wohl von *Didymos dem Blinden* (4. Jh. n. Chr.) stammenden *Ecclesiasteskommentars* gewinnen *G. Binder* und *L. Liesenborghs* die Möglichkeit, die alte Sentenz «Ouk estin antilegein» (= Widersprüche sind nicht möglich) mit großer Wahrscheinlichkeit dem Sophisten *Prodikos von Keos* zuzuweisen (23, 37—43). Gewichtige Beiträge beschäftigen sich sodann mit *Aristoteles*. Mit energischer Fragestellung analysiert *Olof Gigon* die Struktur des ersten Buches seiner Physik. Anhand der doxographischen Diskussionen vorsokratischer Lehren schließt er auf den Hintergrund dieser Darstellungen und charakterisiert Schichten der Argumentation und ihrer Formulierung (23, 129—154). Der Kunsttheorie des Epos, die *Aristoteles* in der Poetik entwickelt, gilt die Untersuchung von *K. Nickau* über Epeisodion und Episode (23, 155—171). Der Altarelegie schließlich (Fr. 1, Diehl³) widmet *Konrad Gaiser* eine ausführliche Interpretation (23, 84—106). Gegen *Gaisers* Datierung dieses Fragments zu Lebzeiten *Platos* wendet sich aber *W. Theiler* (23, 192 f.), der es auch wahrscheinlich macht, daß der *Eudem*, an den es sich richtet, trotz allem derjenige von *Rhodos* war. Den Wortlaut der zehnten der schon im Altertum mündlich und schriftlich und deshalb ungenau überlieferten der «kyriai doxai» (= Lebensmaximen) des *Epikur* stellt *P. Von der Mühl* mit Hilfe der Vergleichung aller Zeugnisse her (22, 229—231). Er hat auch zur Biographie des *Antisthenes* und seines Schülers *Diogenes* zwei Beiträge geliefert (23, 234—239). Wie *Arrian* seinen philosophischen Lehrmeister

Epiktet, den Stoiker hadrianischer Zeit, stilisiert und wie er absichtsvoll die Dialoge komponiert hat, *Arrians* eigene Leistung also in den angeblich nur als treue Protokolle wirklicher Gespräche verfaßten Erinnerungen, arbeitet in einer gründlichen literarischen und historischen Analyse *Theo Wirth* heraus (24, 149—189, 197—216). Der für seine Zeit und ihre Anliegen typische symbolische Ausdruck philosophischer Spekulation in den Epigrammen des Neuplatonikers *Proklos* (5. Jh. n. Chr.) wird untersucht von *Thomas Gelzer* (23, 1—36).

Von den anderen Gebieten der klassischen Literatur verdienen besondere Erwähnung die Historiker. In einem sehr schönen Aufsatz zeigt *Walter Burkert*, wie die legendenhaften Elemente in *Herodots* Darstellung des abtrünnigen Spartanerkönigs *Demarat* (6, 67—69) mit der Propaganda der griechischen Tyrannenpartei und deren Vorstellungen vom Herrschertum zusammenhängen (22, 166—177). Für die Darstellungsweise des *Livius* und seine Verwertung der Quellen kommt *E. Menschling* zu interessanten Feststellungen anhand der berühmten, angeblich von *Augustus* wiedergefundenen «spolia opima» des *Cossus* (24, 12—32). Sorgfältige Erwägungen zu den ethnographischen Darstellungen des *Tacitus* und zu seinen historiographischen Tendenzen hat *Wolf Steidle* angestellt (22, 81—114).

Dann widmet *Fritz Wehrli* dem griechisch-römischen Roman eine konzentrierte Gesamtbetrachtung, die die geschichtlichen Voraussetzungen der gemeinsamen Motive herausarbeitet und die Bedeutung der Reise- und Abenteuererzählungen im Gegensatz zur relativen Bedeutungslosigkeit der hellenistischen Liebesdichtung bei der Formung der Gattung deutlich erkennen läßt (22, 133—154). Das zwölfte, abschließende Buch von *Quintilians* institutio oratoria, dessen Aufbau im Verhältnis zu den vorausgehenden Büchern schwer zu verstehen ist, analysiert *C. Joachim Classen* und arbeitet dabei heraus, wie dieser lateinische Rhetor der frühen Kaiserzeit verschiedene ältere Schemata dem Plan seines

eigenen Werkes ein- und unterordnet (22, 181—190).

Ein wesentlicher Teil der Beiträge gilt also direkt oder indirekt der Interpretation der Texte klassischer Autoren. Aber natürlich kommen auch die anderen Teildisziplinen der Altertumswissenschaft zu Wort. Zur Frage nach einem historischen Kern in der epischen Tradition von *Nestor* und seinem Hause in Pylos zieht *H. Mühlestein* inschriftlich auf den Täfelchen in Pylos in Linear-B-Schrift überlieferte Namen heran (22, 155—165). Geschichtlich gegliedert und sprachwissenschaftlich erklärt ordnet *Ernst Risch* die griechischen Ortsnamen in einem hochinteressanten Überblick, in dem von der mykenischen bis zur Kaiserzeit die Typen dieser Namensbildung entsprechenden historischen Bewegungen zugewiesen werden. Sprachliche Erscheinungen im weiteren Sinne sind Gegenstand mehrerer Beiträge, aus denen Eduard Fraenkels Zusammenstellungen von Belegen zur Stellung einiger Personalpronomina im Satz (23, 65—68) und zu den Anredeformen an bloß gedachte Zuschauer in Tragödie und Komödie (24, 190—193) hervorgehoben seien. Der Vermittlung von *Heinz Haffter*, selber ehemaligem Generalredaktor des *Thesaurus Linguae Latinae*, werden die regelmäßigen *Beiträge aus der Thesaurus-Arbeit* verdankt, in denen wort- und sprachgeschichtliche Untersuchungen mit Interpretationen lateinischer Autoren immer wieder zu Bedeutungserklärungen und Textemendationen führen. Davon sind hier die vierzehnte und fünfzehnte Serie erschienen (23, 208—217; 24, 33—51). Auf weitere Beiträge zur alten Geschichte, zur Prosopographie, zum sakralen und profanen griechischen und römischen Recht, zur Topographie und anderen Spezialgebieten soll lediglich allgemein hingewiesen werden.

Obschon die Schweizer Archäologen mit ihrer Zeitschrift *Antike Kunst* über ein eigenes prächtig ausgestaltetes Publikationsorgan verfügen, haben doch auch sie das Ihre zum *Museum Helveticum* beigetragen. Hier seien nur die am Original gewonnenen technischen Argumente für die gelegentlich in Zweifel gezogene Echtheit

des Bostoner Throns herausgegriffen, mit denen *H. Jucker* diese prächtigen Reliefs vor mehr spekulativen Verdächtigungen in Schutz nimmt (22, 117—124).

Eigentliche Neuheiten sind im Gebiete der Altertumswissenschaft außer den archäologischen und epigraphischen Funden naturgemäß eine Seltenheit. Umso erfreulicher sind die wenigen Ausnahmen, auch wenn es sich nicht um so sensationelle Entdeckungen handelt wie etwa diejenige von *Menanders Dyskolos*, dessen Papyrustext 1958 publiziert wurde. Literarische Papyri aus den staatlichen Museen Berlins, die *H. Maehler* bearbeitet hat, bieten teilweise neue Lesarten zu bekannten Texten. Davon steuern die Zusatzverse zu *Hesiods Erga* (173 a—e) und Versteile aus dem fragmentarisch erhaltenen *Georgos des Menander* (25—32) neue Ergänzungen zu älteren Papyrusfragmenten bei (24, 61—78). Ganz neu ist hingegen ein kurzer *anonymer lateinischer rhetorischer Traktat* mit schulmäßigen Definitionen, den sein Entdecker und Herausgeber *A. Stückelberger* in das sechste oder siebente nachchristliche Jahrhundert datiert (23, 197—207). Er hat ihn gefunden im St. Galler Codex Vadianus 313, aus dem er schon vorher bisher unbekannte Lesarten einer der wenigen älteren vollständigen Handschriften der *Rhetorica ad Herennium* mitgeteilt hatte (22, 217—228). Eine zweite Erstpublikation gilt einem hochinteressanten historischen Dokument, *Giovanni Aurispas* (1370—1459) zusammen mit dem lateinischen Original abgedruckter griechischer Übersetzung der lateinischen Begrüßungsrede, die der damalige Vorsitzende des Basler Konzils, Kardinallegat *Giuliano Cesarini*, am 19. Juli 1434 an die griechische Gesandtschaft unter dem Abt *Isidor* vom Kloster des hl. Demetrios in Konstantinopel (dem späteren Metropolit von Kiew und cardinalis Ruthenus) gerichtet hatte. *Bernhard Wyß* hat dieses prächtige, nördlich der Alpen entstandene Zeugnis für die Kenntnis des Griechischen in jener Frühzeit der italienischen Renaissance mit einem sprachlichen und historischen Kommentar erstmals zugänglich gemacht (22, 1—37).

Einen nützlichen Kontakt mit den Fortschritten der Forschung und einen bequemen Überblick bieten die überaus willkommenen kritischen Kurzreferate, mit denen im zweiten und vierten Heft jedes Jahrganges über Neuerscheinungen berichtet wird. In den vorliegenden Jahrgängen wurden so 202 verschiedene Werke angezeigt, darunter die archäologischen, numismatischen und kunstgeschichtlichen meistens in zusammenfassenden orientierenden Übersichten.

Besonderen Lobes ist schließlich die drucktechnische Gestaltung der außerordentlich anspruchsvollen wissenschaftlichen Texte mit ihren verschiedenen lateinischen und griechischen Typen würdig. Auch von dieser Seite her präsentiert sich das Museum Helveticum würdig als monumentale Visitenkarte der schweizerischen Altertumswissenschaft, um die sie im Ausland mit Recht beneidet wird.

Die erste Hälfte des *laufenden Jahrgangs* bringt zwei schöne Beiträge zur römischen Geschichte. *Denis van Berchem*, Genf, zeigt in *La conquête de la Rhétie* (1—10), warum der Feldzug des P. Silius Nerva im Jahre 16 v. Chr. nach Rhätien, zu dem die Reste von Befestigungen an der Walenseestraße und auf dem Lindenhof in Zürich gehören, in der späteren Geschichtsschreibung sozusagen vergessen wurde: Er diente der Vorbereitung des Zuges der kaiserlichen Prinzen Tiberius und Drusus im Jahre 15, auf den dann die Propaganda des Augustus den ganzen Glanz des Sieges konzentrierte (Horaz, c. 4,4). *Christian Meier*, Basel, behandelt *Die loca intercessionis bei Rogationen* (86—100) und zeigt dabei, wie zwischen dem zweiten und dem ersten Jahrhundert die Möglichkeiten zur Interzession der Volkstribunen im Gesetzgebungsverfahren schrittweise ausgedehnt und politisch immer skrupelloser benützt wurden.

Mit historischen «Realien» beschäftigen sich *J. P. Wild*, Manchester, *The Roman flax-hackle (AENA)* (139—142), der Namen und Gebrauch der Flachsheckel im Prozeß der Textilbearbeitung erklärt, und *Klaus Alpers*, Hamburg, *Epikurs Geburtstag* (48—51). Ihm gelingt es durch

richtige Interpretation der Zeugnisse im Rahmen der Kalenderterminologie das umstrittene Geburtstagsfest des Epikur (und seiner Schule) ohne Zweifel richtig auf den zwanzigsten des Monats Gamelion festzulegen. *John G. Griffith*, Oxford, paßt in *A Taxonomic Study of the Manuscript Tradition of Juvenal* (101—138) methodisch neu und hochinteressant eine von der Naturwissenschaft entwickelte Computertechnik dem Problem der Klassifikation von Handschriften in «offener Überlieferung» mit «Kontaminationen» an und stellt diese Methode dem bisher fast ausschließlich anerkannten Versuch zur Herstellung eines «Stemma» der Handschriften zur Seite.

Der klassischen Literatur gelten folgende Aufsätze: Aus dem Nachlaß des der Wissenschaft so tragisch entrissenen *Gustav Großmann*, Heidelberg, wird ein prächtiger Vortrag, *Das Lachen des Aias* (65—85) publiziert, in dem der Aias des Sophokles eine Interpretation vor dem Hintergrunde älterer Darstellungen derselben mythischen Ereignisse erhält. *Giuseppe Giangrande*, London, holt in *Die kalte Dusche des Meleager* (52 f.) die Pointe aus einem Epigramm des Meleager (A.P. 12, 81) heraus. Im Abschluß der monographischen Behandlung zu *Sprache und Text des Epikers Musaios* (11—47) geht der Verfasser dieser Rezension der Bildung und der Gestaltungsweise dieses spätantiken Autors nach. Aus der lateinischen Literatur gibt *Harald Fuchs*, Basel, eine Interpretation *Zu Catulls Gedicht an Flavius* (c. 6) mit Verbesserungen des Wortlauts in der Schilderung des durch Überbeanspruchung wacklig gewordenen Bettes dieses verliebten Freundes des Dichters. *Josef Delz*, Basel, behandelt wesentliche *Neuere Literatur zu Vergils Äneis* (57—62) in einem literarischen Forschungsbericht.

Auch dieser Band verspricht also zu halten, was man von den vorausgehenden her in dieser Zeitschrift zu finden gewohnt ist.

Thomas Gelzer

¹ Schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft, Bände 22 (1965), 23 (1966), 24 (1967), 25 (1968), Hefte 1 und 2.